GENDER OPEN REPOSITORIUM

„Vor vierzig Monaten waren wir Soldaten, vor einem halben Jahr noch Männer …“ : Zum historischen Kontext einer „Krise der Männlichkeit“ in Österreich

Hämmerle, Christa

2008

https://doi.org/10.25595/1065

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hämmerle, Christa: *„Vor vierzig Monaten waren wir Soldaten, vor einem halben Jahr noch Männer …“ : Zum historischen Kontext einer „Krise der Männlichkeit“ in Österreich*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 19 (2008) Nr: 2, 51-73. DOI: https://doi.org/10.25595/1065.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.2008.19.2.51

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

„Vor vierzig Monaten waren wir Soldaten, vor einem halben Jahr noch Männer …"
Zum historischen Kontext einer „Krise der Männlichkeit" in Österreich

Christa Hämmerle

> Regimenter, Bataillone, Kompagnien, was ist denn das noch? Worte, leere Worte. Armselige Menschenhaufen, von halben Kindern befehligt. Skelette, deren Ausrüstung man auf Kraftwagen hinter ihnen her in die Stellung schleppt, weil sie die Last nicht mehr tragen können. Lungenkranke sind darunter, Herzleidende; Männer mit schweren Narben, abgerissenen Fingern, amputierten Zehen; Männer, aus Spitalsbetten aufgejagt, mit Waffen behängt, ins Feld verfrachtet; Männer, die in Rußland dem Typhus und der Rotzkrankheit entgangen sind und die nun, heimgekehrt, wieder an die Feuerwand gestellt wurden. Alles in allem keine Soldaten mehr, nur Verzweifelte. ...
>
> Vor vierzig Monaten waren wir Soldaten, vor einem halben Jahr noch Männer. Heute sind wir verschüchterte Nervenkrüppel, hungrig, krank, feige, muthlos; heute ängstigt uns der Tod schon, wenn er mit fernem Beben an seine Allgegenwart mahnt …[1]

So beschrieb der ehemalige k. u. k. Artillerie-Offizier Fritz Weber im Jahr 1931 in einem seiner Kriegserinnerungsbücher mit dem vielsagenden Titel „Das Ende der Armee" den Zustand des österreichisch-ungarischen Heeres ab dem Sommer 1918. Er war als Kriegsteilnehmer ab Mai 1915 fast ununterbrochen im Einsatz gegen Italien gestanden, hatte im Sperrfort Verle an der „Gebirgsfront" und später am Isonzo gekämpft, danach als Oberleutnant im Juni 1918 auch die letzte, rasch gescheiterte Offensive der

1 Fritz Weber, Das Ende der Armee, Leipzig u. a. 1931, Kap. „Die morsche Front".

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

k. u. k. Armee am Piave mitgemacht – und musste es von daher wohl besonders gut wissen.[2] In Webers Darstellung gab es in der Schlussphase des Ersten Weltkrieges zwar durchaus noch Männer, aber nur im Sinne ihres biologischen Geschlechts. Denn der vier lange Jahre währende industrielle Krieg und zahlreiche von ihm scharf kritisierte Fehlentscheidungen der militärischen Führung hatten ihm zufolge diese Männer ihrer Männlichkeit beraubt, zu effeminierten „Nervenkrüppeln" gemacht.[3] Krank und verzweifelt, verkörperten sie nun alles andere als jene im Laufe des 19. Jahrhunderts in weiten Teilen Europas zum Leitbild geronnene militarisierte Männlichkeit, die den wehrpflichtigen Bürgersoldaten – und damit den erwachsenen Mann generell – auszeichnete.[4] Dieses Leitbild war auch im zunächst wohl von besonders vielen und konkurrierenden Männlichkeitsidealen geprägten Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn spätestens mit Beginn des Ersten Weltkrieges zum einzig hegemonialen geworden und hatte hier, wie in anderen kriegführenden Ländern, den Aufbruch in den Krieg symbolisch begleitet.[5] „Es ist immer der Mann, der den Kampf entscheidet, und nicht die Waffe …", meinte Weber daher an anderer Stelle und heroisierte insbesondere das Kämpfen der deutschstämmigen Soldaten im „Alpenkrieg".[6] Gerade sie hielten in seiner Darstellung bis zuletzt durch und marschierten, ungeachtet ihres desolaten Zustandes und geführt von mustergültigen Offizieren, nach dem offiziellen Waffenstillstand sogar noch ordnungsgemäß nach Wien, um dort abzurüsten. Der „Dank des Vaterlandes" blieb dennoch aus; auch davon wusste Weber in seiner Darlegung des Kriegsendes zu berichten:

---

2 Vgl. zur Kriegsbiographie und den Kriegserinnerungsbüchern von Fritz Weber ab 1931 ausführl. Christa Hämmerle, „Es ist immer der Mann, der den Kampf entscheidet, und nicht die Waffe ..." Die Männlichkeit des k. u. k. Gebirgskriegers in der soldatischen Erinnerungskultur, in: Herman J. W. Kuprian u. Oswald Überegger Hg., Der Erste Weltkrieg im Alpenraum. Erfahrung, Deutung, Erinnerung/La Grande Guerra nell'arco alpino. Esperienze e memoria, Innsbruck 2006, 35–60, bes. 38–42.

3 Vgl. etwa Hans-Georg Hofer, Was waren „Kriegsneurosen"? Zur Kulturgeschichte psychischer Erkrankungen im Ersten Weltkrieg, in: Kuprian/Überegger, Weltkrieg, wie Anm. 2, 309–321; ders., Nervenschwäche und Krieg. Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie, Wien u. a. 2004.

4 Vgl. etwa Ute Frevert, Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in: Thomas Kühne Hg., Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a. M./New York 1996, 69–87; dies., Das Militär als „Schule der Männlichkeit". Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert, in: dies. Hg., Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997, 145–173; Wolfgang Schmale, Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000), Wien u. a. 2003, 195–203; Ruth Seifert, Identität, Militär und Geschlecht. Zur identitätspolitischen Bedeutung einer kulturellen Konstruktion, in: Karen Hagemann u. Stefanie Schüler-Springorum Hg., Heimat – Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt a. M./New York 2002, 53–66.

5 Vgl. Christa Hämmerle, Zur Relevanz des Connell'schen Konzepts hegemonialer Männlichkeit für „Militär und Männlichkeit/en in der Habsburgermonarchie (1868–1914/18)", in: Martin Dinges Hg., Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute, Frankfurt a. M./New York 2005, 103–121.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

> Nein, es gab keinen Dank des Vaterlandes, keinen feierlichen Empfang und wie das alle so schön aus Liedern säuselt.
> Der Friede! ...
> Und dann schüttelte ich zum letzten Male meinen Kameraden die Hände. Diese harten Hände, mit denen sie dreieinhalb Jahre lang rastlos für ihr Vaterland gekämpft und gewerkt hatten.
> Erschöpft und blaß, mit flatternden Lippen standen sie vor mir. Jedes dieser Augenpaare hatte das Golgatha der Menschheit gesehen. Und jeder dieser Männer war mir ein Freund auf Lebenszeit und ein Sinnbild für den tragischen Zusammenbruch eines Volkes, das sein hartes Geschick nicht verdient hatte.[7]

Soweit die Sicht des Kriegsschriftstellers Fritz Weber. Sein Beispiel als Ausgangspunkt dieses Beitrages zu wählen ist plausibel, weil Weber in Österreich bis heute ein besonders viel zitierter Protagonist der lange von Offizieren determinierten Erinnerungskultur an den Ersten Weltkrieg ist.[8] Eine Ausnahme mag er nur insofern darstellen, als er in sein Untergangsszenario der *k. u. k. Armee* Schilderungen der Mannschaft, gar Parteinahmen für die gemeinen Soldaten einfügt.[9] Weber schreibt auch ihnen eine durch den industriellen Krieg und die Niederlage bedingte Erfahrung zu, aus der eine Zerstörung ihrer Männlichkeit resultiert: „Vor vierzig Monaten waren wir Soldaten, vor einem halben Jahr noch Männer …". Das inkludiert den Soldaten beziehungsweise den soldatischen Mann per se, das ganze männliche Kollektiv der Kriegsteilnehmer – und steht damit für jene stark verallgemeinernde Perspektive, die in diesem Beitrag einer Kritik unterzogen werden soll.

Denn kann eine solche Aussage, ein solches Untergangsszenario als echtes Indiz dafür genommen werden, dass der Erste Weltkrieg in eine übergreifende „Krise der Männlichkeit" mündete? Standen einander in Österreich, nach dem für die Mittelmächte katastrophalen Kriegsende, tatsächlich „verstörte Männer und emanzipierte Frauen"[10] gegenüber, wie der Historiker und Germanist Alfred Pfoser schon 1981

6 Fritz Weber, Alpenkrieg, Klagenfurt/Wien o. J. [1934]; ausführl. dazu Hämmerle, Mann, wie Anm. 2,

7 Weber, Ende, wie Anm. 1, 140f.

8 Vgl. v. a. Oswald Überegger, Vom militärischen Paradigma zur ‚Kulturgeschichte des Krieges'? Entwicklungslinien der österreichischen Weltkriegsgeschichtsschreibung im Spannungsfeld militärisch-politischer Instrumentalisierung und universitärer Verwissenschaftlichung, in: ders. Hg., Zwischen Nation und Region. Weltkriegsforschung im interregionalen Vergleich. Ergebnisse und Perspektiven, Innsbruck 2004, 63–122, bes. 70–92.

9 Nicht von ungefähr wurde er in der Rezeption daher auch als der „österreichische Remarque" bezeichnet; vgl. kritisch dazu Hämmerle, Mann, wie Anm. 2, bes. 35–46.

10 Alfred Pfoser, Verstörte Männer und emanzipierte Frauen. Zur Sitten- und Literaturgeschichte der Ersten Republik, in: Franz Kadrnoska Hg., Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938, Wien u. a. 1981, 205–222.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

meinte, indem er von literarischen Texten wie Joseph Roths Roman „Die Kapuzinergruft“ ausging?[11] Seither wurde, meist in Anlehnung an den zeitgenössischen Geschlechterdisput, immer wieder zu belegen versucht, dass der erste industrielle Krieg, der an den Frontabschnitten, an denen die *k. u. k. Armee* kämpfte, häufig nicht weniger brutal, belastend und nervenaufreibend war als an der Westfront, zu einer nachhaltigen „Krise der Männlichkeit“ führte – umso mehr, da die heimkehrenden Soldaten vielfach mit Frauen konfrontiert wurden, die aufgrund ihrer spezifischen Kriegserfahrungen an der Heimatfront selbstständiger, wenn nicht selbstbewusster geworden waren.[12] Auch die Soldaten aus der Arbeiterschicht wurden daher als zurückgekommene „disabled patriarchs“ qualifiziert und als Indiz dafür genommen, dass der Kollaps der österreichisch-ungarischen Monarchie de facto ganz allgemein ein Kollaps der männlichen Gesellschaft war.[13] Oder man hob die „Orientierungslosigkeit“ der Kriegsheimkehrer hervor, die für die Frauen keinesfalls die „erhoffte Hilfe und Entlastung zur Bewältigung des Nachkriegsalltags“ brachte.[14] Erst jüngst hat, in Anlehnung an solche Forschungen und den durch Paul Federn 1919 geprägten Topos der „vaterlosen Gesellschaft“,[15] die US-amerikanische Historikerin Maureen Healy die These von der kriegsbedingten „Entmännlichung“ der heimkehrenden Soldaten noch zugespitzt und gemeint, dass diese Männer, im Verliererstaat Österreich mehr als anderswo, selbst durch die Familien nur unvollständig und wenig erfolgreich „zivilisiert“ werden konnten – obwohl gerade eine solche Funktion der Familie damals partei- beziehungsweise lagerübergreifend pro-

11 Die Erstausgabe dieses Romans, der vom April 1913 bis zum 12. März 1938 spielt, erschien 1938 im Exil des Autors.

12 Vgl. für Deutschland z. B. Elisabeth Domansky, Militarization and Reproduction in World War I Germany, in: Geoff Eley Hg., Society, Culture and the State in Germany, 1870–1930, Ann Arbor 1996; Birthe Kundrus, Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1995, 207–211. Vor dem Hintergrund einer komparatistischen Perspektive kritisch gegenüber einer Verallgemeinerung der Kriegserfahrung von Frauen: Ute Daniel, Frauen, in: Gerhard Hirschfeld, Gert Krumeich u. Irina Renz Hg., Enzyklopädie des Ersten Weltkrieges, Paderborn u. a. 2003, 116–134, 132.

13 Reinhard Sieder, Behind the Lines: Working-class Family Life in Wartime Vienna, in: Richard Wall u. Jay Winter Hg., The Upheaval of War. Family, Work and Welfare in Europe, 1914–1918, Cambridge 1988, 109–138, 109: „The final hypothesis will be that the collapse of the Austro-Hungarian Monarchy was in fact the collapse of a male society“.

14 Helga Embacher, Der Krieg hat die „göttliche Ordnung“ zerstört! Konzepte und Familienmodelle zur Lösung von Alltagsproblemen. Versuche zur Rettung der Moral, Familie und patriarchalen Gesellschaft nach dem Ersten Weltkrieg, in: Zeitgeschichte, 15, 9/10 (1988), 347–364, 350; freilich kritisch gegenüber einer eindimensionalen Emanzipationsthese.

15 Paul Federn, Zur Psychologie der Revolution. Die vaterlose Gesellschaft. Leipzig/Wien 1919. In der Rezeption dieser Schrift wird Federns Fokus auf den revolutionären Umbruch häufig negiert.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

pagiert wurde.[16] Dennoch folgte dem Verlust einer positiv besetzten soldatischen Männlichkeit am Ende des Krieges angeblich nicht einfach die erneute ‚Umarbeitung' im Sinne einer raschen Rückkehr zu einer primär durch männliche Erwerbsarbeit und Familienpatriarchat gestützten zivilen Männlichkeit – was ja bedeutet hätte, dass damit wenigstens diese Aspekte hegemonialer Männlichkeit den Krieg gewissermaßen überdauerten, um dann erneut männliche Dominanz abzustützen. Dem wirkten in der Interpretation Healys der viel apostrophierte „Undank der Heimat" gegenüber den Kriegsheimkehrern und ein zu spät einsetzender Denkmalkult für die Gefallenen des Krieges[17] ebenso entgegen wie eine anhaltende hohe Arbeitslosigkeit vieler Männer und das Überdauern soldatischer Gewaltbereitschaft („perpetual soldiering"),[18] die sich in öffentlichen Ausschreitungen und häuslicher Gewalt ausdrückte. Letzteres wird auf der Grundlage zeitgenössischer Kriminalitätsdaten argumentiert; gerade der Anstieg der von Männern verübten Gewaltverbrechen belege, so Healy, „the homecomers inability to make the psychological transition to peacetime".[19] Auch sie ist deshalb der Meinung, dass der kriegsbedingte Kollaps der „männlichen Ordnung" in eine tief greifende „Krise der Männlichkeit" führte – in eine Krise der Geschlechterbeziehungen auch, der sich viele Männer durch im Krieg erlernte Brutalität zu entziehen suchten.

Doch lassen sich all diese Phänomene der Nachkriegszeit beziehungsweise die von Healy und anderen herangezogenen zeitgenössischen Aussagen dazu tatsächlich primär auf den Ersten Weltkrieg und eine dadurch evozierte Bedrohung oder gar Auflösung der traditionellen Geschlechterordnung zurückführen? Sind sie nicht eher, wie Birthe Kundrus für Deutschland vermutet, „Verarbeitungsprozesse von Krisen der 1920er Jahre", und damit sehr viel stärker kontextgebundenen „Gegenwartserfahrungen" geschuldet als es auf den ersten Blick scheinen mag?[20] Dann wäre, so Kundrus, „die These

16 Maureen Healy, Civilizing the Soldier in Postwar Austria, in: Nancy M. Wingfield u. Maria Bucur Hg., Gender and War in Twentieth-Century Eastern Europe, Bloomington, Ind. 2006, 47–69 (vgl. die Rezension in dieser L'HOMME). Zur Geschlechtergeschichte des Ersten Weltkrieges vgl. die quellenmäßig weit besser abgestützte, auf Wien bezogene und in ihrem Verallgemeinerungsanspruch nicht überzogene Monographie von Maureen Healy, Vienna and the Fall of the Habsburg Empire. Total War and Everyday Life in World War I, Cambridge/New York 2004.

17 Healy, Civilizing, wie Anm. 16, 54, wo auch davon die Rede ist, dass ein spezifischer „myth of the forgotten soldier" die österreichische Variante des „cult of the fallen soldier" gewesen sei.

18 Healy, Civilizing, wie Anm. 16, 49, 54ff. Ähnlich argumentiert Ernst Hanisch, Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts, Wien u. a. 2005, 50, hier in Anlehnung an eine Aussage der Feministin und Pazifistin Rosa Mayreder.

19 Healy, Civilizing, wie Anm. 16, 60.

20 Birthe Kundrus, Geschlechterkriege. Der Erste Weltkrieg und die Deutung der Geschlechterverhältnisse in der Weimarer Republik, in: Hagemann/Schüler-Springorum, Heimat, wie Anm. 4, 171–187, 179, 182. Ähnlich argumentiert, was ehemalige Soldaten der Weimarer Republik anbelangt, Benjamin Ziemann, Das „Fronterlebnis" des Ersten Weltkrieges – eine sozialhistorische Zäsur? Deutungen und Wirkungen in Deutschland und Frankreich, in: Hans Mommsen Hg., Der Erste Weltkrieg und die europäische Nachkriegsordnung. Sozialer Wandel und Formveränderung der Politik, Köln u. a. 2000, 43–82.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

einer vom Krieg stark verunsicherten Männergeneration oder gar eines ‚Geschlechterkrieges‘“ umso mehr einer Revision zu unterziehen,[21] sogar in Bezug auf die „scheinbar dokumentarischen Abbildungen binnenfamilärer Problemlagen“.[22] Auch sie könnten, ähnlich wie der damalige Krisendiskurs, letztlich vor allem Ausdruck eines gerade in der Moderne mehr oder weniger permanent geführten Geschlechterdisputes und -kampfes sein, der nach Robert W. Connell und anderen die stets instabile hegemoniale Männlichkeit begleitet, in Frage stellt und zu konterkarieren sucht[23] – was in der spezifischen Situation einer Nachkriegszeit vielleicht besonders dringlich schien.

Vor dem Hintergrund dieser unterschiedlichen Einschätzungen und der Beliebtheit des Krisenkonzepts in Untersuchungen zur Geschlechtergeschichte nach den beiden Weltkriegen[24] soll im Folgenden versucht werden, die zeitgenössische Rede von einer „Krise der Männlichkeit“ nach 1918 zu kontextualisieren und in eine längerfristig angelegte struktur- und erfahrungsgeschichtliche Perspektive einzubinden.[25] Wie fügt sich diese Rede in die damalige, auf eine rasche Normalisierung der Verhältnisse zielende Geschlechterpolitik der österreichischen Nachkriegszeit und von wem, von welchen gesellschaftlichen Gruppen wurde sie öffentlich generiert? Welche Interessen könnten dafür maßgeblich gewesen sein? Und inwieweit traf sich der Krisendiskurs mit dem Selbstgefühl einer aus dem Krieg heimkehrenden Generation von Männern? Bilanzierten diese ihre Kriegserfahrungen auch im Rekurs darauf, lässt sich in autobiographischen Texten für die Zeit nach 1918 eine erfahrene Bedrohung von Männlichkeit, das heißt auch die Infragestellung gewohnter männlicher Privilegien ausmachen?

21 Kundrus, Geschlechterkriege, wie Anm. 20, 178, mit weiteren Angaben von Vertretern dieser These.

22 Kundrus, Geschlechterkriege, wie Anm. 20, 176.

23 Vgl. Robert W. Connell, Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Übersetzt von Christian Stahl, Opladen 1999, bes. 102–107 Das englische Orig. (Cambridge 1995) trägt bezeichnenderweise nur den Titel „Masculinities“. Das mag darauf hindeuten, dass Connell eigentlich den Begriff „Krise der Männlichkeit“ ablehnt, da „Krise“ ein kohärentes System voraussetze, „das als Resultat der Krise zerstört oder wiederhergestellt wird.“ Männlichkeit aber sei kein System, sondern „eine Konfiguration von Praxis *innerhalb* eines Systems von Geschlechterverhältnissen“; von „Krise“ lasse sich daher nur in Hinblick auf die gesamte Geschlechterordnung und ihre „Krisentendenz“ sprechen; ebd., 105.

24 Vgl. Jürgen Martschukat u. Olaf Stieglitz, „Es ist ein Junge!“ Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit, Tübingen 2005, 82.

25 Vgl. dazu das Postulat von Claudia Opitz in ihrem Beitrag zu diesem Heft sowie Martschukat/Stieglitz, Junge, wie Anm. 24, 86.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

(Geschlechter-)Politik im Zeichen von Umbruch und Instabilität[26]

Unbestreitbar ist, dass die von Fritz Weber apostrophierten Kriegsheimkehrer in eine Situation des gesellschaftlichen Umbruchs, der Krise zurückkehrten – nicht nur in Hinblick auf jene Hunderttausende durch den Krieg gänzlich zerstörten[27] oder langfristig geschädigten[28] Menschenleben, die zu beklagen und zu erinnern, zu ersetzen und wieder zu integrieren waren. Darüber hinaus hatte der im Vergleich zur ehemaligen Monarchie sehr klein gewordene Verliererstaat Österreich mit schwierigen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen zu kämpfen. Er durchlief, nach der Entmachtung des Adels und der Etablierung der Republik im Zuge der revolutionären Ereignisse zu Kriegsende, viele innenpolitische Spannungen sowie häufige Regierungswechsel und eine starke gesellschaftliche Polarisierung, was schließlich in die Etablierung eines rechten, autoritären Staates unter Engelbert Dollfuß 1933/34 mündete.[29] Begleitet wurde diese Entwicklung auf wirtschaftlichem Gebiet durch die Nachkriegsinflation, Probleme bei der Sanierung der Finanzen unter Kontrolle des *Völkerbundes* und – nach einem nur kurzen Konjunkturaufschwung ab 1922 – durch steigende Arbeitslosigkeit und die Weltwirtschaftskrise von 1929. Im Fall Österreichs zog sich somit die Beseitigung der Kriegsfolgen – der Aufbau der staatlichen Ordnung und der Wirtschaft – durch die gesamte Zwischenkriegszeit; von Stabilität kann kaum gesprochen werden. Das ist auch als Hintergrund für die Frage nach der Entwicklung der Geschlechterverhältnisse und -politik in

26 Die im Folgenden entwickelte Einschätzung folgt weitgehend dem mit Birgitta Bader-Zaar erarbeiteten Vortrag „Times of Trouble: Transformationen von Geschlechterordnungen in Nachkriegszeiten des 20. Jahrhunderts – Erster Weltkrieg: Fallbeispiel Österreichs" (Universität Hannover, 2. 11. 2005). Das Manuskript ist im *Salon 21* unter „Ungedrucktes" abrufbar: <http://www.univie.ac.at/Geschichte/Neuverortung-Geschlechtergeschichte/salon21>.

27 Statistiken veranschlagen für die Gesamtmonarchie zwischen 1,2 bis 1,46 Millionen militärische Kriegstote und etwa 2,2 Millionen in Kriegsgefangenschaft geratene Soldaten – von denen ein Teil ebenfalls nie zurückkehrte; vgl. Wilhelm Winkler, Die Totenverluste der öst.-ung. Monarchie nach Nationalitäten. Die Altersgliederung der Toten. Ausblicke in die Zukunft, Wien 1919, der seine auf den „Verlustlisten" des *k. u. k. Kriegsministeriums* bzw. den „Verlustausweisen" des *Kriegsstatistischen Bureaus* basierenden Berechnungen auch nach „Kronländern und staatsrechtlichen Gebieten" aufschlüsselte. So lässt sich für die österreichischen Länder Niederösterreich (damals noch inkl. Wien), Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Tirol und Vorarlberg bis 31. Dez. 1917 eine Zahl von 174.440 „geschätzten Totenverlusten" ausmachen. Meines Wissens fehlen umfassendere bzw. konkrete Angaben über Kriegstote aus dem Raum der Ersten Österreichischen Republik.

28 Dazu gehörten jedenfalls, bezogen auf den neuen Staat Österreich, über 100.000 Kriegsinvalide sowie geschätzte 80.000 Kinder von Invaliden, 120.000 Witwen und 225.000 Kriegswaisen – insges. also rund 530.000 Menschen, etwa 8 % der Bevölkerung; vgl. Edith Leisch-Prost u. Verena Pawlowsky, Kriegsinvalide und ihre Versorgung in Österreich nach dem Ersten Weltkrieg, in: Kuprian/Überegger, Erster Weltkrieg, wie Anm. 2, 367–380, 368.

29 Die Großstadt Wien blieb von 1918 bis 1934 sozialdemokratisch regiert. Auf Bundesebene bestand bis 1920 eine große Koalition zwischen Christlichsozialen und Sozialdemokraten, dann waren letztere wieder in Opposition.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

jenen Jahren zu veranschlagen – einer Entwicklung, die zwar sehr komplex und von durchaus antagonistischen Politiken, Leitbildern und Diskursen geprägt war, letztlich aber wieder stark ‚eingeebnet‘, in das Fahrtwasser konservativer beziehungsweise faschistischer Geschlechterideologie und -politik gebracht werden konnte.

Das trifft zu, obwohl 1918/19 die Frauen diskriminierenden Bestimmungen des alten Vereinsrechts aufgehoben wurden und es zur Einführung des Frauenwahlrechts gekommen war.[30] Letzteres geschah primär aufgrund der politischen Machtverhältnisse nach Kriegsende, das heißt als Folge der starken Position der Sozialdemokratie, der angesichts der revolutionären Verhältnisse Ende 1918 ein Rückzug von dieser Forderung in ihrem Parteiprogramm nicht sinnvoll schien. Auch die Christlichsozialen fanden sich nun prinzipiell mit dem allgemeinen Frauenwahlrecht ab; scharfer Protest kam jedoch von Männern des deutschnationalen Lagers, das gemeinsam mit den Christlichsozialen außerdem versuchte, die Zahl der Wählerinnen zu begrenzen und eine Wahlpflicht einzuführen – was letztlich der Landesgesetzgebung überlassen und nur in den Bundesländern Tirol und Vorarlberg realisiert wurde. Auch gab es, um das Wahlverhalten der Frauen genau beobachten zu können, ab dem Sommer 1920 eine nach Geschlecht getrennte Stimmenzählung.[31]

Doch obwohl die wählenden Frauen in den nächsten Jahren in der Wahrnehmung aller politischen Lager zu einem äußerst wichtigen Stimmpotential wurden, suchten insbesondere die bürgerlichen Männerparteien weder die Mitarbeit der politisch aktiven Frauen, noch gingen sie auf deren Forderungen ein – was immer wieder Unmutsäußerungen in den bürgerlich-liberalen Frauenzeitschriften provozierte.[32] Die Sozialdemokratie hatte zwar eine bestimmte Vorreiterrolle in Sachen Gleichberechtigung inne, aber nur bis zu einer gewissen Grenze; auch hier traf sich der Widerstand seitens führender männlicher Politiker gegen einen weit reichenden politischen Einfluss der Frauen in der Politik mit deren Bereitschaft, sich auf bestimmte, eher ‚weiblich‘ konnotierte Aktivitätsfelder zu beschränken. Von den höheren Positionen der Macht und der Entscheidungsmöglichkeit blieben Frauen in der Zwischenkriegszeit demnach in allen Lagern ausgeschlossen. Es gab zwar seit 1920 einige wenige Parlamentarierinnen und Landtagsabgeordnete, vor allem bei der Sozialdemokratie. Ihre Aktivitäten und Zuständigkeiten konzentrierten sich aber im Sinne sozialer Mütterlichkeit auf sozial-, familien- oder frauen- und bildungspolitische Agenden, wie Eherecht, Frauenerwerbs-

30 Vgl. Birgitta Bader-Zaar, Frauenbewegungen und Frauenwahlrecht, in: Helmut Rumpler u. Peter Urbanitsch Hg., Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd. 8/1: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft – Vereine, Parteien und Interessenverbände als Träger der politischen Partizipation, Wien 2006, 1005–1027. Prostituierte blieben bis 1923 vom Wahlrecht ausgeschlossen.

31 Vgl. Birgitta Bader-Zaar, Das Frauenwahlrecht. Eine vergleichende Geschichte seiner Einführung in Großbritannien, Deutschland, Österreich, Belgien und den Vereinigten Staaten von Amerika, Wien u. a. 2009 (in Vorbereitung).

32 Vgl. Jutta Pint, Die Österreichische Frauenpartei 1929–1934. Ein Versuch bürgerlich-liberaler Frauen gesellschaftspolitischen Einfluß zu nehmen, Wien (Univ. Dipl.) 1988, 39f, 50.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

tätigkeit und Abtreibungsfrage, und lagen somit in einer Kontinuität zu Geschlechterkonzeptionen der Vorkriegszeit. Auch lässt sich schon für den Zeitraum zwischen 1923 und 1930 ein Rückgang an weiblichen Nationalratsabgeordneten beobachten.[33]

Interessant für unseren Zusammenhang ist auch der Umstand, dass der Bezug zur ‚natürlichen' Rolle der Frau als Mutter, und damit auch das Festhalten am Konzept der biologistisch begründeten Geschlechterdifferenz, schon die Einführung des allgemeinen Frauenwahlrechts begleitet hatte. Sogar die Frauenbewegung selbst sah die nunmehr verwirklichte politische Partizipation nicht in einem engen Zusammenhang mit ihrem vielfältigen patriotischen Engagement und der sensationell anmutenden Verschiebung von Frauenarbeit im Krieg,[34] obwohl gerade dieses Argument, ihre so demonstrierte „staatsbürgerliche Reife", während des Ersten Weltkrieges immer wieder betont worden war – auch im Sinne einer Forderung für die kommende Zeit des Friedens. Wenn jedoch die „Neue Freie Presse" im November 1918 schrieb, dass „die Frauen das Stimmrecht nicht wegen ihrer außerordentlichen Leistungen im Krieg bekommen" hätten und „Recht … nicht Belohnung sein" könne, so drückte sie damit bereits ein öffentliches Vergessen aus, das sich rasch verallgemeinern sollte. „Gefeiert" und als Argument für das „gewährte" Frauenwahlrecht herangezogen wurde schon in den ersten Jahren der Republik von der männlich dominierten Öffentlichkeit vielmehr, dass die „Mütter, deren Söhne auf ungastlicher Erde begraben liegen und … solche Heimsuchungen des Krieges ertragen mußten, … wahlreif" sind – wie es im gerade zitierten Artikel ebenfalls hieß.[35] Auch die Werbung der großen Parteien für die ersten Wahlen 1919 und 1920 war, sofern sie Frauen überhaupt ansprach, ganz auf die Entbehrungen der vom Krieg heimgesuchten Mütter und Ehefrauen, und damit auf ihre familialen Rollen, ausgerichtet. Ähnliches gilt für die Parteiprogramme.[36]

Umso kontroverser verlief nach Kriegsende jedoch die öffentliche Diskussion um die Entwicklung der Frauen- und Männerarbeit. Sie bewegte sich im Spannungsfeld der zweifelsfrei gegebenen Erleichterung vieler Frauen, die alleinige Familienverantwortung wieder abgeben zu können, und dem Umstand, dass sie „nicht immer bereit [waren],

33 Vgl. die Angaben bei Gabriella Hauch, Vom Frauenstandpunkt aus. Frauen im Parlament 1919–1933, Wien 1995, 92. Erst 1929 wurde angesichts des vehement kritisierten Umstandes, dass die bürgerlichen Parteien Frauen nicht umfassend zur Mitarbeit herangezogen hatten, eine eigene Frauenpartei gegründet. Ihre Mitglieder kamen aus dem Umfeld der ehemaligen liberalen Frauenbewegung und stimmten im Anliegen überein, parteiübergreifend „Weiblichkeit und Mütterlichkeit" in die Politik einbringen und sich stark in der Friedensarbeit engagieren zu wollen; vgl. Pint, Frauenpartei, wie Anm. 32.

34 Auch im damaligen Österreich hatten sich, von einigen Vertreterinnen des radikalen Flügels der bürgerlichen Frauenbewegung bzw. des *Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins* abgesehen, gleich zu Kriegsbeginn die großen Frauenorganisationen zusammengeschlossen, um in der „Frauen-Hilfsaktion im Kriege" unzählige kommunale wie privat organisierte Kriegsfürsorgeinitiativen zu lancieren.

35 Der nächste Wahlkampf. Neue Wähler durch das Stimmrecht der Frauen, in: Neue Freie Presse. Morgenblatt, 23. 11. 1918, 1.

36 Vgl. Hauch, Frauenstandpunkt, wie Anm. 33, 88–93.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

ihre Arbeitsplätze den Männern zu überlassen"[37] – was sie aus deren Perspektive ganz offenkundig hätten tun sollen. Denn mit der Heimkehr der überlebenden Soldaten hatte auch in Österreich ein sowohl von „oben", mittels staatlicher Verordnungen", als auch von „unten", seitens arbeitsloser Männer vorangetriebener „Kampf" um Arbeitsplätze zwischen den Geschlechtern eingesetzt,[38] der sich über einen längeren Zeitraum hinzog und vermutlich von einer ähnlichen Dimension war wie in Deutschland. Dort wurde dieser „erbitterte Kampf", wie Susanne Rouette gezeigt hat, mit „großer Härte und Vehemenz" geführt, um „die Terraingewinne, die Frauen während des Ersten Weltkrieges auf dem Arbeitsmarkt scheinbar errungen hatten, wieder rückgängig zu machen".[39] Genau darauf zielte auch in Österreich die Arbeitsmarktregulierung; ihr eignete ebenfalls sehr klar ein „geschlechterpolitischer Kern",[40] dessen Inhalte im Einzelnen auszuführen hier nicht möglich ist.[41] Sie reichten von der ausdrücklichen Entlassung verschiedener Frauengruppen[42] bis hin zum neuen Instrument der Arbeitslosenunterstützung, deren Verordnungen vom 14. Februar und 24. Juni 1919 auch gegen jene arbeitslosen Frauen gerichtet waren, die keine ihnen „entsprechende Beschäftigung" in den traditionell ‚weiblichen' Branchen (der Heimarbeit, der Landwirtschaft und den hauswirtschaftlichen Berufen) anzunehmen gewillt waren. In diesem Falle wurde ihnen die Arbeitslosenunterstützung sofort entzogen; manche Berufsgruppen schied man überhaupt aus der Unterstützung aus. Begünstigt von diesen Maßnahmen wurden vor allem die Kriegsheimkehrer.[43]

37 Embacher, Krieg, wie Anm. 14, 347.

38 Vgl. die Beispiele bei Erna Appelt, Von Ladenmädchen, Schreibfräulein und Gouvernanten 1900–1934, Wien 1985, 105.

39 Susanne Rouette, Nach dem Krieg: Zurück zur ‚normalen' Hierarchie der Geschlechter, in: Karin Hausen Hg., Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen, Göttingen 1993, 167–190, 167; dies., Sozialpolitik als Geschlechterpolitik. Die Regulierung der Frauenarbeit nach dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt a. M./New York 1993.

40 Rouette, Krieg, wie Anm. 39, 179.

41 Die organisierte Frauenbewegung trug zu dieser Stoßrichtung zunächst bei. V. a. die im Jänner 1918 im neu gegründeten *Ministerium für soziale Fürsorge* eingerichtete *Kommission für Frauenarbeit*, der Vertreterinnen der großen Frauenorganisationen angehörten, unterstützte die arbeitsmarktpolitischen Programme zum Abbau bzw. der erneuten Verschiebung der Frauenarbeit in ihre früheren Branchen – etwa für die ehemaligen Arbeiterinnen aus der Kriegsindustrie, die (wenn überhaupt) wieder in hauswirtschaftlichen Berufen oder in der Landwirtschaft untergebracht werden sollten; vgl. Andrea Lösch, Staatliche Arbeitsmarktpolitik nach dem Ersten Weltkrieg als Instrument der Verdrängung von Frauen aus der Erwerbsarbeit, in: Zeitgeschichte, 14, 8 (1986/87), 313–329, 315ff.

42 Das galt etwa auch für im Krieg eingestellte Sekundarärztinnen und die „weiblichen Hilfskräfte für die Armee im Felde".

43 Lösch, Arbeitsmarktpolitik, wie Anm. 41, 315ff; dies., „Die Frau hat ihre Schuldigkeit getan …" Staatliche Verdrängungspolitik gegenüber erwerbstätigen Frauen, in: dies., Erna Appelt u. Edith Prost Hg., Stille Reserve? Erwerbslose Frauen in Österreich, Wien 1987, 107–128, 115–118.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Nur für eine Minderheit von berufstätigen Frauen kam es in einer ersten Phase der Etablierung der Republik Österreich zunächst sogar zu einer gesetzlichen Verbesserung, indem die Sozialdemokratie die Aufhebung des Zwangszölibats für alle weiblichen Staatsangestellten durchsetzte.[44] Doch bald darauf folgten das „Pensionsbegünstigungsgesetz" vom 30. Juli 1920, das im Falle eines freiwilligen Ausscheidens aus dem Staatsdienst „günstige Abfertigungen" gewährte, und das „Angestelltenabbaugesetz" von 1922, welches mittels einer Sonderklausel angestellte Witwen zur Aufgabe ihres Versorgungsgenusses zwang; beides führte zum Abbau von Frauen im öffentlichen Dienst. Außerdem wurde bereits 1921 die Aufnahme von weiblichen Kräften bei der Bahn und in den Postdienst gesperrt, und 1922 führte als erstes das Land Salzburg wieder ein Lehrerinnenzölibat ein; dem folgten bald andere Länder wie Tirol, Vorarlberg und – eingeschränkt – Kärnten, Steiermark und Niederösterreich.[45] Lauthals sekundiert wurde all das durch entsprechende Forderungen in Heimkehrer-Schriften, der Tagespresse und von männlichen Interessensvertretungen, während viele Frauen der betroffenen Berufsgruppen gegen diese Entwicklung opponierten – auch in Form von eigens einberufenen Protestversammlungen. Sie vermochten sie dennoch nicht aufzuhalten: Der eingeschlagene Weg der Politik führte schließlich bis in den Ständestaat, von dem zu Beginn des Jahres 1933 das sogenannte „Doppelverdienergesetz" beschlossen wurde, das die sofortige Entlassung verheirateter Frauen aus dem Staatsdienst vorsah.[46]

Möglich geworden war wohl auch diese Maßnahme, weil das Schlagwort vom notwendigen Abbau der „Doppelversorgung" und der insbesondere gegen berufstätige Ehefrauen gerichtete „Kampf gegen die ‚Doppelverdiener'"[47] in der Ersten Republik kontinuierlich an Wirkmacht gewonnen hatten. Das ist zu betonen, ebenso wie darauf zu verweisen ist, dass die skizzierten arbeitspolitischen Maßnahmen nach Kriegsende von einer parallel geführten öffentlichen Debatte um die angebliche „Arbeitsunwilligkeit" von Frauen und die durch die männlich dominierte Tagespresse lancierten Angriffe gegen die Frauenerwerbstätigkeit begleitet wurden – vielleicht gerade auch darum, weil ihr tatsächlicher Erfolg, wenigstens in Bezug auf den industriellen Sektor, weit hinter den staatlichen Erwartungen zurück blieb. Denn die Neustrukturierung des Arbeitsmarktes führte in der Zwischenkriegszeit zwar zu einer erneuten Abdrängung der industriellen Frauenarbeit in besonders schlecht bezahlte und unqualifizierte Tätigkeitsfelder, auch in manche ihrer alten Domänen;[48] im längerfristigen Vergleich

44 Appelt, Ladenmädchen, wie Anm. 38, 106.

45 Hauch, Frauenstandpunkt, wie Anm. 33, 228. Eingeschränkt bedeutet, dass die Lehrerinnen ohne behördliche Bewilligung ausschließlich Lehrer ehelichen konnten.

46 Appelt, Ladenmädchen, wie Anm. 38, 109–120.

47 Appelt, Ladenmädchen, wie Anm. 38, 116.

48 Im Zuge der Wirtschaftskrise sollte sich das noch drastisch verschärfen; vgl. dazu die Studien der sozialdemokratischen Leiterin des *Frauenreferats der Arbeiterkammer* Käthe Leichter, Frauenarbeit und Arbeiterinnenschutz in Österreich, Wien 1927; Wie leben die Wiener Heimarbeiter? Wien 1928; So leben wir … 1320 Industriearbeiterinnen berichten über ihr Leben, Wien 1932.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

vom 19. Jahrhundert bis zur Weltwirtschaftskrise von 1927 zeigt sich aber ebenso, dass die Frauenarbeit in den meisten Berufsgruppen mehr oder weniger kontinuierlich oder sogar – wie in der Chemie- und Elektroindustrie – stark anstieg.[49] Jedoch basierte diese nicht umkehrbare wirtschaftliche Entwicklung weiterhin auf niedrigen Frauenlöhnen beziehungsweise auf der Differenz in der Wertung und Bezahlung weiblicher und männlicher Arbeit, wogegen oder wofür angesichts der angespannten wirtschaftlichen Lage oft heftig Stellung bezogen wurde. Im Jahr 1926 kam es in diesem Kontext sogar zur Gründung eines misogynen *Bundes für Männerrechte*, der die „Bekämpfung aller Auswüchse der Frauenemanzipation“ bezweckte und unter anderem forderte, dass „kein verheirateter Mann … zugunsten einer unverheirateten Person männlichen oder weiblichen Geschlechts entlassen werden [darf]“. Ihm gehörten Männer aus verschiedenen Berufsgruppen und politischen Lagern an.[50] Die öffentliche Agitation dieser radikalen ‚Männerrechtler‘ ging über Jahre und bediente sich ab 1929 sogar eigener Zeitschriften, in denen auch gegen „[d]ie Frau im Berufsleben“ zu Felde gezogen wurde.[51]

Resümierend kann einerseits gesagt werden, dass die Frauen aus dem auf mehreren Ebenen vorangetriebenen Prozess der Arbeitsmarktregulierung zugunsten der Kriegsheimkehrer jedenfalls als „Verliererinnen“ hervorgingen.[52] Sie waren am Arbeitsmarkt zwar weiterhin unentbehrlich und auch stark präsent, zum Teil sogar in neuen Berufsfeldern, wie den weiblichen Angestelltenberufen.[53] Doch galten letztere in der öffentlichen Meinung und Wahrnehmung nur als vorübergehende Tätigkeit für ledige Frauen, und hatten zudem in der Realität wenig zu tun mit der Figur der emanzipierten „neuen Frau“, die einen „Bubikopf“ trug, modisch gekleidet und selbstständig war; dass die weibliche Angestellte schlecht verdiente, wurde dabei geflissentlich übersehen.[54] Auch das markiert jenes „Paradox von Fortschritt und Stillstand bzw. Rückschritt in einem“, welches Ingrid Bauer mit dem Blick auf die Frauenarbeit im und nach dem Krieg konstatiert hat[55] – eines Paradoxons auch, das längerfristig nicht wirkmächtig genug war, den geschlechtsspezifisch segmentierten, Frauen stark benachteiligenden Arbeitsmarkt gravierend zu verändern. Andererseits befürchteten viele Männer und von deren Interessen dominierte Institutionen gerade das. Ihre unmittelbar mit Kriegsende

49 Vgl. Appelt, Ladenmädchen, wie Anm. 38, 214f, Tab. 9; Edith Rigler, Frauenleitbild und Frauenarbeit in Österreich vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg, Wien 1976, v. a. 94–154. Ausnahmen von diesem Trend bildeten die Land- und Forstwirtschaft und die häuslichen Dienste.

50 Elisabeth Malleier, Der „Bund für Männerrechte“. Die Bewegung der „Männerrechtler“ im Wien der Zwischenkriegszeit, in: Wiener Geschichtsblätter, 58 (2003), 208–233, 209.

51 Vgl. „Männer-Zeitung“, 1, März–April (1933), 1, abgebildet in Malleier, Bund, wie Anm. 50, 225.

52 Embacher, Krieg, wie Anm. 14, 359.

53 Appelt, Ladenmädchen, wie Anm. 38, 67–108.

54 Appelt, Ladenmädchen, wie Anm. 38, 74–98.

55 Ingrid Bauer, „Im Dienste des Vaterlandes“. Frauenarbeit im und für den Krieg, in: Geschlecht und Arbeitswelten. Beiträge der 4. Frauen-Ringvorlesung an der Universität Salzburg, hg. vom Bundesministerium für Arbeit, Salzburg 1998, 49–62, 60.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

einsetzenden Dispute zur Frauenarbeit lesen sich so gesehen vor allem als Ausdruck von „Ängste[n] und Abwehrreaktionen bei denjenigen Menschen, die bei der Rückkehr zu einer Friedensgesellschaft ihre Machtpositionen gefährdet sahen" – mithin als situationsbedingte Äußerungen in einer „höchst ambivalente[n] Zeit des Umbruchs", in der die auch im Krieg nie wirklich in Frage gestellte hierarchische Konzeption der Geschlechterverhältnisse erneut gefestigt werden sollte[56] – was ganz offensichtlich gelang. Sogar egalitärere Lebensmodelle, die in jenen Jahren auch formuliert wurden, wie die im Umfeld der Sozialdemokratie propagierte Kameradschaftsehe, beinhalteten das Primat der arbeitenden Frau als fürsorgliche Mutter, Ehe- und Hausfrau.[57]

Krisensymptome in männlichen Kriegserinnerungen

Eine solche nicht nur für die junge Republik Österreich geltende Bilanz[58] könnte noch zur Aussage zugespitzt werden, dass es nach 1918 zur Re-Etablierung des Staates als „männlicher Institution" kam, und dass dieser Prozess in mancherlei Hinsicht durch einen regelrechten öffentlichen „Geschlechterkrieg"[59] unterstützt wurde. Das macht die Frage umso interessanter, wie die Kriegsheimkehrer selbst sich an jene Zeit des Umbruchs und der Krise erinnerten. Wie versuchten sie ihre durch die Kriegserfahrung desavouierte Männlichkeit wieder aufzurichten, positiv zu setzen, und inwieweit ist die eingangs ausgebreitete Deutung von Fritz Weber dafür charakteristisch? Steht sie nicht in einem gewissen Widerspruch zum oben erarbeiteten strukturgeschichtlichen Befund?

Wichtig für die Beantwortung dieser Frage ist zunächst der Hinweis darauf, dass Fritz Weber ungeachtet seines Allgemeinanspruchs ausschließlich die Perspektive der Offiziere verkörpert; noch eingeschränkter steht er sogar nur für die Sicht jener deutschösterreichischen Offiziere, denen es nach 1918 allmählich gelang, ihre Kriegs- und Heimkehrerlebnisse zu veröffentlichen und zum hegemonialen Deutungsmuster

56 Rouette, Krieg, wie Anm. 39, 176f. In Hinblick auf die Geschlechterordnung im Krieg stützt sich Rouette hier auf die Formel von der „double helix", die dem Blick auf Veränderungen der weiblichen Rollen im Krieg immer den anderen Strang der Doppelspirale, nämlich die weiterhin höher bewerteten, übergeordnet bleibenden männlichen Rollen zur Seite stellt; vgl. Margaret R. Higonnet u. Patrice, Patrice L.-R. Higonnet, The Double Helix, in: Margaret Randolph Higonnet u. Jane Jenson Hg., Behind the Lines. Gender and the Two World Wars, New Haven, London 1987, 31–37.

57 Hauch, Frauenstandpunkt, wie Anm. 33, 73; Pfoser, Männer, wie Anm. 10, 306.

58 Vgl. dazu die vorigen Anmerkungen sowie, in einer komparatistischen Perspektive: Françoise Thébaud, Der Erste Weltkrieg. Triumph der Geschlechtertrennung, in: Georges Duby u. Michelle Perrot Hg., Geschichte der Frauen: Das 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M./New York 1995, 33–91. bes. 85 u. 91, wo von „zutiefst konservativen" Implikationen des Krieges auf die langfristige Entwicklung der Geschlechterordnung die Rede ist; für Frankreich u. a. dies., La guerre, et après?, in: Évelyne Morin-Rotureau Hg., 1914–1918: Combats de femmes. Les femmes, pilier de l'effort de guerre, Paris 2004, 185–199.

59 Diese Formulierung für die Zeit nach Kriegsende verwendet Thébaud, Weltkrieg, wie Anm. 58, 83.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

des Krieges zu machen. Das geschah, neben der Publikation von Kriegsmemoiren, auch im Rahmen einer regen Publizistik und Vortragstätigkeit sowie durch die Kriegshistoriographie, die im Wesentlichen „Offiziersgeschichtsschreibung“ war; durch all das konnten ehemalige k. u. k. Offiziere in der Zwischenkriegszeit „die monopolartige Besetzung des kollektiven (Kriegs-)Gedächtnisses“ bewirken.[60] Das hat die Forschung bereits aufgezeigt und dabei auch den von Healy als zu spät und unzureichend bewerteten öffentlichen Denkmalkult anders eingeschätzt und kontextualisiert.[61]

So wurde untersucht, dass Offiziere das Ende des Krieges und die anschließende Etablierung der Ersten Republik zunächst in der Tat als großen Bruch erlebten. Für sie mag daher der von ihnen kreierte und ständig aufs Neue perpetuierte Topos der „undankbaren Heimat“ seine Berechtigung haben – auch wenn vermutet wurde, dass die in diesem Kontext immer wieder abgerufene „Szene der Uniformentwürdigung und Entwaffnung weit häufiger erzählt als tatsächlich beobachtet wurde“.[62] Jedoch führte die Heimkehr der Offiziere diese tatsächlich in einen von Pazifismus geprägten öffentlichen Aufruhr und gestaltete sich daher auch ihren Selbstzeugnissen zufolge häufig als ein entehrendes, „kollektive Verstörungen und Verletzungen“ provozierendes Erlebnis.[63] Dabei wurden vielen von ihnen von aufgebrachten Mannschaften, den neuen Soldatenräten oder der Zivilbevölkerung die Distinktionszeichen und Orden von den Uniformen gerissen – die pazifistische Stimmung unmittelbar nach Kriegsende nährte sich aus einem ausgeprägten, öffentlich inszenierten Offiziershass. „Du schwarzgelber Hund, du Monarchistenschädel, wir haun dir den Schädel ein“, konnte es dann etwa heißen[64] oder: „Offiziere wurden wie Tiere gehetzt“[65] – was Ernst Hanisch zur Aussage veranlasst hat, solche häufig belegten Situationen stellten „die öffentliche Kastration der Männlichkeit der Offiziere“[66] dar.

Was danach kam, war wohl kaum einfacher: Bedingt durch den Friedensvertrag von St. Germain konnten von insgesamt 16.473 Berufsoffizieren (das waren 47 Prozent aller

60 Überegger, Paradigma, wie Anm. 8, 87.

61 Vgl. Hanisch, Männlichkeiten, wie Anm. 18, 48–63, z. B. 52, 56; Peter Melichar, Die Kämpfe merkwürdig Untoter. K.u.k. Offiziere in der Ersten Republik, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 9, 1 (1998), 51–84; ders., Verletzte Männlichkeit bei Offizieren nach 1918? Unfertige Überlegungen zur möglichen Verbindung zwischen einer kritischen Militärgeschichte und der Geschlechtergeschichte, in: Manfred Lechner, Dietmar Seiler Hg., zeitgeschichte.at. 4. österreichischer Zeitgeschichtetag ’99, Innsbruck 1999, 307–319; Überegger, Paradigma, wie Anm. 8, 83–92; zuletzt auch Hämmerle, Mann, wie Anm. 2.

62 Melichar, Kämpfe, wie Anm. 61, 54.

63 Melichar, Männlichkeit, wie Anm. 61, 310.

64 Lebenslauf von Major Alois von Rezak, unveröff. Typoskript, Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien (im Folgenden: Doku), Vöcklabruck 1982, 23.

65 Ludwig Hesshaimr, Mein Lebensweg vom Soldaten zum Künstler 1872–1954, Rio de Janeiro 1954, 281, in: Nachlasssammlung des Österreichischen Kriegsarchivs (KA), Nachlaß Hesshaimr B/765, Nr. 1 (zit. lt. Melichar, Kämpfe, wie Anm. 61, 54).

66 Hanisch, Männlichkeiten, wie Anm. 18, 40, 54f.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

k. u. k. Offiziere), die nach dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie für Österreich optiert hatten, nur maximal 1.500 meist jüngere Offiziere in das neue *Bundesheer* übernommen werden, neben 30.000 Mann und 2.000 Unteroffizieren.[67] All die anderen Berufsoffiziere wurden entlassen (was auch für Fritz Weber nachgewiesen ist),[68] definitiv abgefertigt oder pensioniert. Ein Teil war zunächst arbeitslos und versuchte sich, mehr oder weniger erfolgreich, in den verschiedensten Berufsfeldern, vom Unternehmertum bis hin zum Journalismus (was offenbar besonders oft der Fall war und wiederum auch auf Fritz Weber zutrifft),[69] ein anderer Teil kam im Staatsdienst unter. So auch der Major Alois von Rezak, der in Wien öffentlich beschimpft wurde, wie vorhin zitiert. Er hatte zunächst, nachdem er von der italienischen Front ordnungsgemäß zu seinem nicht mehr bestehenden Bataillonssitz zurückgekehrt war, noch in der *Volkswehr* gedient. Dann fiel er aufgrund seiner mehrfachen Weigerung, Anweisungen der als korrupt dargestellten Soldatenräte zu befolgen, bei diesen in „Ungnade" und wurde daraufhin aus dem Heeresverband „fristlos ausgestoßen", wie er schrieb – nicht ohne auch an dieser Stelle Kritik daran zu üben, dass der frühere Ehrenkodex der Offiziere im gänzlich negativ konnotierten „Wandel von der Monarchie zur Demokratie" nicht mehr funktionierte. Hilfe erhielt er dennoch:

> In dieser Situation traf ich einen Kameraden, dem ich diese Angelegenheit erzählte. Dieser gab mir den Rat, mich bei der Invalidenkommission zu melden, was ich auch tat. Dem Regimentsarzt der Dienst hatte erzählte ich diese Angelegenheit. Da ich ein nervöses Herz hatte, schrieb er mich 15 bis 25 % invalid wegen Herzneurose. Auf Grund dieses Befundes wurde ich in den Staatsdienst übernommen und dem Finanzamt für den 9. Bezirk, in dem ich wohnte, zugeteilt.[70]

Ab nun folgte, wenigstens bis Alois von Rezak in den Zweiten Weltkrieg einrückte, der erneute berufliche Aufstieg des ehemaligen Majors – zunächst als Personalreferent, dann in der Rechnungsabteilung des Finanzamtes; daneben baute er eine kunstgewerbliche Werkstätte mit mehreren Mitarbeitern auf. Sein Beispiel steht hier paradigmatisch dafür, dass dem vielstimmigen und wirkmächtigen, in verschiedenen Szenarien stets aufs Neue wiederholten „Offizierslamento" zur Situation nach 1918 somit durchaus

67 Melichar, Kämpfe, wie Anm. 61, 53, 65; Hanisch, Männlichkeiten, wie Anm. 18, 67. De facto bewarb sich mehr als die Hälfte aller Berufsoffiziere, d. h. über 9.000 Mann, bis April 1920 für den Dienst im *Bundesheer*; 2.100 konnten übernommen werden, davon 600 in die Heeresverwaltung. In der bis dahin gebildeten *Volkswehr* taten Ende 1919 noch 2.679 Offiziere und ca. 60.000 Mann Dienst. Die Reserveoffiziere wurden größtenteils mit Kriegsende entlassen.

68 Vgl. Hämmerle, Mann, wie Anm. 2, 39–42.

69 Vgl. Melichar, Kämpfe, wie Anm. 61, 64–72. 20 % der Berufsoffiziere sollen letztlich im Staatsdienst untergekommen sein.

70 Von Rezak, Lebenslauf, wie Anm. 64, 24f (Hervorhebung im Orig.).

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

etwas gegenüber stand – nämlich eine weiter funktionierende, über solidarisches Verhalten hinausgehende „Kameradschaftshilfe“.[71] Sie wird auch in den Memoiren ehemaliger k .u. k. Offiziere angesprochen und wurde, wie Peter Melichar erforscht hat, in der Zwischenkriegszeit zunehmend politisiert. Ihm zufolge kam es nach Kriegsende „kaum zu einer prinzipiellen Ablehnung des Militärischen, sondern eher zu einer Verfestigung jener Formen der Vergemeinschaftung, die in der Armee praktiziert worden war“, und zwar durch Veteranenvereine, Offiziersgesellschaften, Kameradschaftsbünde sowie – in Österreich besonders wichtig – „andere militärische und paramilitärische Vereinigungen und Verbände, in denen Militärs eine wichtige Rolle spielten“.[72] Mit letzterem ist vor allem die *Heimwehr* gemeint, als jene militärische Formation, in der sich Ende der 1920er Jahre bereits 40.000 bis 50.000 Männer organisierten, die vielfach von ehemaligen Offizieren geführt wurden. Im Kampf gegen den etwa gleichzeitig entstandenen sozialdemokratischen *Republikanischen Schutzbund*, der seinerseits „Soldatenspielerei“ auf Seiten der Arbeiter einübte und somit ebenfalls für die rasche Remilitarisierung der tief gespaltenen Ersten Republik steht, provozierte dieser rechte Wehrverband immer wieder bürgerkriegsähnliche Zustände – bis hin zum blutigen Februar des Jahres 1934, dem Beginn des Austrofaschismus.[73]

In einer längerfristig angelegten, über die „konservative Wende“[74] der Zwischenkriegszeit hinausführenden Perspektive gesehen, hat die Erfahrung des Ersten Weltkrieges somit „das militärische Wertesystem“ weder beseitigt noch abgewertet.[75] Gerade in der politischen Krise der frühen 1930er Jahre, als sich das soldatische Männlichkeitsideal längst wieder durchgesetzt hatte,[76] sahen auch Männer wie Fritz Weber, der sich zunächst dem Deutschnationalismus verschrieben hatte und seit 1933 der in Österreich noch illegalen nationalsozialistischen Partei angehörte, erneut ihre Zeit gekommen. Das von ihm als „Untergang“ und „Krise der Männlichkeit“ apostrophierte Kriegsende hatte somit eine Fortsetzung, ist nur die eine Seite eines Narrativs und nicht zuletzt erzählstrategisch angelegt. Die andere, seit dem ersten Erscheinen von Webers Kriegserinnerungsbücher ab 1931 rasch stärker gewordene Dimension fügte sich ein in die zum Mythos geronnene Offizierslegende davon, dass die *k. u. k. Armee* eigentlich „im Felde unbesiegt“ geblieben war einerseits,[77] und die Heroisierung des deutschstämmigen Kriegers andererseits. Dieser wiederum floss bei Weber fast nahtlos in das

71 Vgl. Melichar, Männlichkeit, wie Anm. 61, 312f; ders., Kämpfe, wie Anm. 61, 58.
72 Melichar, Männlichkeit, wie Anm. 61, 310.
73 Vgl. auch Hanisch, Männlichkeiten, wie Anm. 18, 52–57.
74 Vgl. Überegger, Paradigma, wie Anm. 8, 77–83.
75 Melichar, Männlichkeit, wie Anm. 61, 310.
76 Vgl. dazu auch Hanisch, Männlichkeiten, wie Anm. 18, 48, 57.
77 Vgl. Überegger, Paradigma, wie Anm. 8, 88.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Konstrukt des nationalsozialistischen Kriegers.[78] Der zunächst ‚entmännlichte' und desavouierte Soldat war somit wieder ‚wiederauferstanden' – mit neuem Gesicht zwar und martialischer als zuvor, aber eben auch in Fortführung verloren geglaubter soldatischer Werte.

Eindringlich illustriert wird eine solche Kontinuität in einem 1940 veröffentlichten und mehrfach aufgelegten Roman „Hauptmann Ladurner", den Fritz Weber für seinen als Filmemacher und Autor berühmt gewordenen Kriegskameraden Luis Trenker gegen Bezahlung (mit-)verfasst hat. Auch er nutzte damit jene vorhin erwähnten Netzwerke, um schriftstellerisch überleben zu können; Trenker und Weber arbeiteten mehrfach eng zusammen.[79] In „Hauptmann Ladurner" geschah dies explizit, um die „Not und Verzweiflung", durch welche die „unbekannten Soldaten des großen Krieges von 1914 bis 1918" gehen mussten, mit ihrem „Glaube[n] an den Wiederaufstieg deutschen Mutes und deutscher Kraft" zu kontrastieren.[80] Dieser Prozess wird hier verkörpert durch den in Galizien wie an der „Alpenfront" vorbildlich kämpfenden, bis zuletzt durchhaltenden Hauptmann Valentin Ladurner, der nach Kriegsende jedoch, wie so viele bis hin zum ehemaligen Generalstabsführer Conrad von Hötzendorf, in seiner Ehre nur mehr mit Füßen getreten wurde und völlig verarmte. Zu ihm hielt in dieser schwierigen Zeit allein Martha Kraft mit all ihrer aufopfernden Liebe und Hingabe, während sich die frühere Verlobte, die emanzipierte Diplomatentochter Anka von Reichenfels, schon im Krieg der amoralischen und genusssüchtigen Hinterland- und Kriegsgewinnler-Gesellschaft ergeben hatte. Der erneute Aufstieg Ladurners und seiner Ehefrau, die sich nach 1918 im langen „Kampf ums Dasein" wenigstens eine „kleine[n], festgefügte[n] Welt" „voll des Glücks" aufbauen hatten können,[81] erfolgte umso glanzvoller erst im Zuge eines angedeuteten „Anschlusses", hier auch inszeniert als sich Wiederfinden ehemaliger Frontkameraden im Zeichen einer neuen Apotheose soldatischer Männlichkeit.

Selbstverständlich darf die Aussage dieser fiktiven Geschichte in ihrer Bedeutung nicht überbewertet werden und ist auch nicht *das* Sinnstiftungsmuster *des* k. (u.) k. Offiziers generell. Ein Gutteil dieser Gruppe hätte die in „Hauptmann Ladurner" angelegte Adelskritik auch noch in den 1930er Jahren kaum begrüßt, und nicht jeder davon wurde Nationalsozialist[82] – selbst wenn konstatiert werden muss, dass eine

78 Vgl. dazu Hämmerle, Mann, wie Anm. 2, 55ff.

79 Luis Trenker, Hauptmann Ladurner. Ein Soldatenroman, München 1940. Der Roman wurde lange nur Luis Trenker zugeschrieben. In den 1950er Jahren kam es zum Bruch zwischen Weber und Trenker, im Zuge dessen entstand ein Plagiatsstreit um „Hauptmann Ladurner" und drei weitere Romane. Die (Mit-)Autorschaft Webers an allen vier Werken gilt heute als erwiesen.

80 Trenker, Hauptmann, wie Anm. 79, Vorwort, o. S.

81 Trenker, Hauptmann, wie Anm. 79, 415.

82 Die von Klaus Theweleit, Männerphantasien, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1977/78 auf der Basis der Memoiren deutscher Freikorps-Offizieren erarbeitete Linearität in der Überwindung der Männlichkeitskrise nach 1918 im nationalsozialistischen Männerbund ist dementsprechend auch in ihrem Allgemeinheitsanspruch zu relativieren; vgl. Kundrus, Geschlechterkriege, wie Anm. 20, 178f.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

„deutschnationale und gleichzeitig anschlussbefürwortende“ Ausrichtung vieler Offiziere in jener Zeit „eindeutig bestimmend“ wurde.[83] Ich habe den Roman hier vor allem angeführt, weil sich ein ähnliches Narrativ des Rückzugs ins Private nach Kriegsende auch in Offiziersmemoiren findet – so darin von (Ehe-)Frauen überhaupt die Rede war und damit die Selbstverständlichkeit ihrer Existenz in Worte gefasst wurde. In unserem Zusammenhang ist wichtig, dass diese Frauen dann geradezu als Kameradin in schweren Zeiten beschworen wurden,[84] und dass in den „meisten Memoiren und Biographien“ von Offizieren auf die Darlegung der entehrenden Rückkehr in die Heimat der „formelhaft anmutende Bericht vom zumindest einige Wochen dauernden Rückzug ins Private“ folgte.[85] Genau das war etwa auch der Fall bei Alois von Rezak, der in der prekären Situation Ende 1918 einerseits von der Mutter aufgefangen wurde, und andererseits von seiner am 23. Dezember 1918 geehelichten Verlobten.[86]

Mehr zu diesem Thema, auch in Hinblick auf notwendige Differenzierungen innerhalb der Gruppe der Offiziere, müssen zukünftige Forschungen klären. In den bisher ausgewerteten autobiographischen Texten finden sich jedenfalls so gut wie keine Hinweise darauf, dass die Solidargemeinschaft der Familie nach 1918 längerfristig nicht funktioniert hätte. Im Gegenteil, scheinen es gerade Liebes- und Verwandtschaftsbeziehungen den heimkehrenden Männern vielfach ermöglicht zu haben, ihre kriegsbedingten Leiden und Verstörungen zu verdrängen, zu kompensieren. Der „familiale Zusammenhalt“ hat somit, wie auch Kundrus vermutet, durchaus funktioniert[87] – und damit wohl auch die trotz mancher Angleichungen noch immer gegebene Geschlechterhierarchie. Die für Österreich verfügbaren Daten weisen zwar auf eine Zunahme der Scheidungsrate nach dem Krieg hin,[88] doch ist dabei zu bedenken, dass ein solcher Anstieg auch eine Reaktion auf die angesichts des Krieges vorschnell geschlossenen Ehen und später eine Implikation der Wirtschaftskrise gewesen sein könnte. Oder sie sind schlicht ein Ausdruck davon, dass es in der Zwischenkriegszeit, im Kontext der viel geäußerten Kritik am katholischen Ehe- und Trennungsrecht und den Debatten zu einer Eherechtsreform, leichter geworden war, sich auch gerichtlich „von Tisch und Bett“ zu trennen und mittels „Dispens-“ oder „Sever-Ehen“ ein zweites Mal zu verheiraten.[89]

---

83 Überegger, Paradigma, wie Anm. 8, 86.

84 Vgl. die Beispiele bei Melichar, Männlichkeit, wie Anm. 61, 313ff.

85 Melichar, Kämpfe, wie Anm. 61, 56.

86 Von Rezak, Lebenslauf, wie Anm. 61, 23.

87 Kundrus, Geschlechterkriege, wie Anm. 20, 176.

88 Vgl. Melichar, Männlichkeit, wie Anm. 61, 311, der auf der Basis des Statistischen Handbuchs der Republik Österreich, 3–15. Jg., Wien 1923ff, anführt, dass die Scheidungsrate enorm anstieg, von 1.779 Scheidungen 1918 auf 4.171 Scheidungen 1919 und 6.003 Scheidungen 1929.

89 Vgl. Ulrike Harmat, Ehe auf Widerruf. Der Konflikt um das Eherecht in Österreich 1918–1938, Frankfurt a. M. 1999, v. a. 125–194.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Damit komme ich, wenigstens noch in Form eines Ausblickes auf mögliche zukünftige Forschungen, zuletzt zur offenen Frage, inwieweit das bislang Gesagte auch für die heimkehrenden Mannschaftssoldaten gilt. Deren große Gruppe wäre selbstverständlich wiederum mehrfach zu differenzieren, nach sozialen und politischen Lagern, denen sie sich zugehörig fühlten, ebenso wie nach ihrem Zivilstand, ihrem Alter, ihrem körperlichen und psychischen Zustand. Das kann hier nicht weiter ausgeführt werden, auch nicht in Hinblick auf die sehr unterschiedliche öffentliche Positionierung und Organisierung solcher Männer – sei es als Kriegsinvalider, der vielleicht, wenn er viel Glück hatte, im Zuge der für diese Gruppe getroffenen Reintegrationsmaßnahmen die Konzession für eine staatliche Tabaktrafik zugesprochen erhielt,[90] oder sei es als sozialdemokratisch organisierter Arbeiter, der nicht zuletzt darum bald nach seiner Heimkehr wieder eine Arbeitsstelle erhalten konnte, weil es, wie dargelegt, eine staatlicherseits betriebene Demobilisierung und Umschichtung der kriegsbedingten Frauenbeschäftigung gab. In der großen Wirtschaftskrise mochte er dann wieder entlassen und ausgesteuert worden sein und sich angesichts der angespannten politischen Lage im ebenfalls schon erwähnten paramilitärischen *Republikanischen Schutzbund* organisiert haben. Auch in diesem Kontext kam es in der Ersten Republik zu einem Wiedererstarken eines militarisierten Männlichkeitsideals, ungeachtet des so virulent gewordenen Offiziershasses unmittelbar nach dem Krieg,[91] der nicht allein aus der Katastrophe des Krieges resultierte, sondern sich vermutlich auch aus einer Tradition des starken Klassenantagonismus in der Habsburgerarmee speiste.

Es verwundert daher nicht, dass ein solcher Hass und die Abrechnung mit erfahrenen „Soldatenmißhandlungen und Offiziersbrutalitäten" in autobiographischen Aufzeichnungen ehemaliger Mannschaftssoldaten immer wieder zum Thema wurden, auch in drastischer Manier: „Alle jene Soldaten, welche im Krieg waren, müssen es bestätigen, dass *ihre Ehre in den Kot getreten* wurde und dass wir schlechter behandelt wurden als das Vieh. Und das alles für Gott, Kaiser und Vaterland."[92] In Verbindung mit solchen Aussagen, oder überhaupt als Leitlinie ihres Rückblicks auf den Krieg, artikulierten Mannschaftssoldaten häufig auch Entsetzen ob der Kriegserlebnisse und -opfer. „Ich habe dieses Inferno überlebt, für mich sind alle Kriege aus", soll etwa einer von ihnen, seinen Kriegsaufzeichnungen zufolge, bei seiner Heimkehr zu einem Schulkameraden gesagt haben,[93] und ein anderer schrieb: „Das Grauen überkommt

90 Das traf v. a. für Kriegsblinde zu; vgl. Leisch-Prost/Pawlowsky, Kriegsinvalide, wie Anm. 28, 373. Alles in allem gestaltete sich die Situation der Kriegsinvaliden nach 1918 denkbar schlecht.

91 Vgl. auch Hanisch, Männlichkeiten, wie Anm. 18, 40.

92 Ein Volk klagt an! 50 Briefe über den Krieg, Wien/Leipzig 1931, 5, 38 (Hervorhebung im Orig. durch Sperrdruck). Betont wird hier, dass es zu diesem Thema eine Fülle von Einsendungen gab, die nicht in die Edition aufgenommen werden konnten.

93 Michael Bauer, Lebenserinnerungen, unveröff. Typoskript, Doku, o. O., o. J., 59. Der Autor wurde 1896 geboren, stammt aus ärmlichen ländlichen Verhältnissen und war im Krieg v. a. an der Italienfront eingesetzt.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

einen, wenn man an die Kriegsereignisse erinnert wird. Krieg ist das grösste Verbrechen an der Menschheit, wo so viele gemartert und hingemetzelt werden und der Mensch zur Bestie wird und werden muss.“[94] Solche oft in genaue Schilderungen der eigenen Kriegserlebnisse und des Kriegsalltags eingebettete Aussagen fanden jedoch in die hegemoniale Kriegserinnerungskultur nach dem Weltkrieg kaum Eingang, da autobiographische Aufzeichnungen von Mannschaftssoldaten damals fast ohne Ausnahme unpubliziert blieben. Eine erst 1931 im Kontext der öffentlichen Aufmärsche gegen die Filmaufführung von Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ edierte Zusammenstellung kurzer Erinnerungstexte aus dem sozialdemokratischen Umfeld bestätigt jedoch die Tendenz zur drastischen Schilderung der Kriegserlebnisse und damit verbunden der scharfen Anklage von Mannschaftssoldaten. Für viele von ihnen war der Erste Weltkrieg in der Tat ein Inferno, das sie erschütterte und traumatisierte. In der knappen Bilanz eines Tiroler Kaiserjägers, der sich noch mehr als ein Jahrzehnt später sehr genau an das grauenvolle Sterben feindlicher Soldaten in einer gesprengten Kaverne in den Dolomiten erinnerte, wird das besonders deutlich. Er und seine Kameraden hatten tagelang „das herzzerreißende Rufen der Eingeschlossenen“ gehört, bis deren „flehenden Stimmen“ immer schwächer wurden, „in leises Wimmern übergingen“. Helfen konnten sie nicht, was diese Erfahrung umso schlimmer werden ließ: „Schon damals fürchtete ich, im Falle einer Heimkehr mich im Leben nicht mehr zurechtfinden zu können. Heute, nach 14 Jahren, gellen mir noch die qualvollen Verzweiflungsschreie in meinen Ohren.“[95]

Auffallend ist, dass eine solche Kriegserfahrung, eine solche Aussage über das Leben nach dem Krieg, in den von mir exemplarisch gesichteten Erinnerungstexten nicht auch als dadurch evozierte Männlichkeitskrise thematisiert wurde – wenigstens nicht explizit wie beim Offizier Fritz Weber. Während dieser die Erschütterung und Brandmarkung der soldatischen Identität mit einer Erschütterung als Mann gleichgesetzt und so die zeitgenössische Rede von einer „Krise der Männlichkeit“ perpetuiert hat, scheinen ehemalige Mannschaftssoldaten gerade dazu zu schweigen beziehungsweise eine solche Verknüpfung nicht vorgenommen zu haben. Das gilt auch in Hinblick auf ihre Nachkriegsbeziehungen zu Frauen, die nicht in Frage gestellt werden. Im Gegenteil, lassen sich sogar autobiographische Texte finden, in denen die Heimkehr verklärt wird, indem davon die Rede ist, dass man in der Familie mit kaum zu schildernder „Liebe und Geborgenheit“ empfangen wurde und daraufhin „glückliche Tage des Beisammenseins“ folgten.[96] Andere Aufzeichnungen suggerieren Selbstverständlichkeit in der Wiederaufnahme der Beziehungen zum anderen Geschlecht, teilweise geradezu lakonisch: „Der

94 Franz Penz, Lebenserinnerungen und Vorfahren, unveröff. Typoskript, Doku, o. O., o. J., 8. Penz, 1897 geboren, wurde in der 10. Isonzoschlacht schwer verwundet.

95 Volk, wie Anm. 92, 32.

96 Maximilian Rose, Lebenserinnerungen, unveröff. Typoskript, Doku (Kopie des von Arthur Hahn an die Historische Kommission der Stadt Wien übermittelten Manuskriptes), 62.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Krieg ging zu Ende und die Heimkehrer konnten nicht genug bekommen an Unterhaltungen und Tanz", schrieb der vorne schon zitierte Franz Penz, um gleich danach davon zu erzählen, dass er 1922 die Tochter eines benachbarten Bauern heiratete, mit der er dann mehrere Kinder hatte und bis ins Alter zusammen blieb.[97] Und Michael Bauer, der sich schon vor dem Krieg verheiratet hatte und nach seiner Rückkehr, „nervlich ziemlich ramponiert", mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Arbeitswechseln zu kämpfen hatte, bis er 1920 bei der Post unterkam, hielt über diese Zeit dennoch fest:

> Aber man war jung, hatte das Inferno des Krieges überlebt, das ließ einen alle Schwierigkeiten leichter ertragen und überstehen. Und so ging es langsam aufwärts. Urlaub gab es zu dieser Zeit nur 8 Tage im Jahr und diese verbrachte ich im Elternhaus bei der Ernte. Erst Mitte der 20er Jahre wurden 14 Tage Urlaub erkämpft. So waren die Verhältnisse in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg. Am 4. September 1923 wurde unser Sohn Otto geboren.[98]

Resümee

Mit solchen Zitaten von Männern, deren Einstellungen, mit denen sie in den Krieg gezogen sein mochten, offensichtlich gründlich durcheinander gerüttelt und verändert wurden, sollte nicht belegt werden, dass sie nach ihrer Heimkehr keinerlei auch auf ihre Männlichkeit bezogene Krisen durchliefen. Dieser Befund könnte aus Autobiographien, die immer Lebenskonstruktionen darstellen und stark selektiv verfahren, niemals gezogen werden; sie widerlegen daher auch nicht einfach jene Aussagen, die Healy und andere aus zeitgenössischen Quellen zum Geschlechterdisput der Nachkriegszeit filtriert haben. Aber sie relativieren und kontextualisieren den Quellenbegriff „Krise der Männlichkeit"[99] auf nachhaltige Weise, vor allem in Verbindung mit einer auf längerfristige Entwicklungen angelegten Perspektive, wie sie in diesem Beitrag ebenfalls versucht wurde.

Alles in allem ergibt sich so ein ambivalentes Bild: Seitens der Offiziere wurde auch explizit die Rede von einer „Krise der Männlichkeit" generiert, mehr noch: Gerade diese Gruppe trieb in der öffentlichen Erinnerungskultur der Nachkriegszeit einen solchen Krisendiskurs massiv voran. Er diente dazu, das spezifische Heimkehrerlebnis der Offiziere zu politisieren und zu verallgemeinern, was aufgrund ihrer Deutungshegemonie große Wirkmacht entfalten konnte – bis hin zu einer erneuten „Ermächtigung" im Zuge der von gesellschaftlicher Remilitarisierung begleiteten konservativen

97 Penz, Lebenserinnerungen, wie Anm. 94, 13f.
98 Bauer, Lebenserinnerungen, wie Anm. 93, 67.
99 Martschukat/Stieglitz, Junge, wie Anm. 24, 85.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Wende. Für die Zeit davor lassen sich in autobiographischen Aufzeichnungen von Offizieren Bruch- und Krisenerfahrungen insbesondere in Hinblick auf ihre soldatische Identität und die damit zusammenhängenden fehlenden beruflichen Perspektiven nach Kriegsende ausmachen, sowie in Bezug auf das abrupt beendete hohe Ansehen des Offizierstandes. Hingegen finden sich in der Thematisierung homosozialer Netzwerke und der Nachkriegsbeziehungen zu Frauen sowie in den Hinweisen auf die wieder eingenommene Position in familiären und verwandtschaftlichen Solidargemeinschaften eher Kontinuitäten betont, von einer „Krise der Männlichkeit“ ist in diesem Erzählkontext bei Offiziere nicht die Rede. Ähnliches scheint auch für Mannschaftssoldaten zu gelten, deren häufig von nachhaltigem Entsetzen ob der Dimensionen des industriellen Krieges geprägten Fronterlebnisse dazu in krassem Gegensatz stehen.

Als vorläufiges Postulat könnte somit formuliert werden, dass jedenfalls differenziert zu betrachten ist, was mit „Krise der Männlichkeit“ in einem bestimmten historischen Kontext jeweils gemeint sein kann. Krisensymptome werden in den Quellen nicht einfach bezogen auf Männlichkeit generell artikuliert, sondern vielfach konkret, für bestimmte Aspekte von Männlichkeit – und auch das fluktuiert, wie wir am Beispiel der sich erneut verändernden Bewertung des männlichen Soldatseins im Laufe der Zwischenkriegszeit gesehen haben. Umgekehrt erwies sich die für hegemoniale Männlichkeit in der Moderne ebenfalls konstitutive Orientierung des Mannes auf stützende familiäre Netzwerke und entsprechende Liebesbeziehungen, in denen er seine Vormachtstellung behielt, längerfristig offenbar als weit stabiler als es manche zeitgenössischen Quellen suggerieren.[100] Wäre es nicht so gewesen, wäre wohl auch dieses Thema, ein solcher Aspekt einer „Krise der Männlichkeit“, in die spätere autobiographische Sinn- und Relevanzproduktion der ehemaligen Kriegsheimkehrer eingeflossen.

Dass dies nicht so war, und dass auch der zeitgenössisch so heftig debattierte Aspekt der männlichen Berufsarbeit offenbar nur im Krisendiskurs der heimgekehrten Offiziere zu einem Leitthema wurde, führt mich zuletzt zu einer abschließenden Bemerkung in Bezug auf das Forschungskonzept „Krise der Männlichkeit“. Meines Erachtens sollte es vor allem genutzt werden, um das so aufschlussreiche Spannungsverhältnis zwischen Quellenaussagen und längerfristigen Entwicklungen des Geschlechterverhältnisses auszuloten – wodurch nicht zuletzt aufgezeigt werden kann, dass die Rede von einer „Krise der Männlichkeit“ stets auch gesellschaftliche Funktionen hatte. In der spezifischen, von Umbruch und Krise geprägten österreichischen Zwischenkriegszeit gehörte diese Rede jedenfalls zu jenen Praktiken und Verfahren, die

100 Kürzlich hat auch Regina Wecker betont, dass es zentral ist danach zu fragen, „welche Merkmale“ einer bestimmten Kategorie sich „über sehr lange Zeiträume als stabil erweisen“, und dass eine solche „Stabilität von Merkmalen … den Aussagen der zeitgenössischen Quellen widersprechen“ kann: Regina Wecker, Vom Nutzen und Nachteil der Frauen- und Geschlechtergeschichte für die Gender-Theorie. Oder: Warum Geschichte wichtig ist, in: L'HOMME. Z. F. G., 18, 2 (2007), 27–52, 41.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

dazu verhalfen, die durch den Ersten Weltkrieg und die neuen weiblichen Partizipationsansprüche umso krisenanfälliger gewordene hegemoniale Geschlechterordnung der Moderne[101] erneut durchzusetzen und zu festigen. Nachdem dies, mehr oder weniger, gelungen war, mussten die Debatten dazu offenbar nur mehr partiell geführt werden – bis zur nächsten, eine neuerliche „Krise der Männlichkeit" generierenden gesellschaftlichen Umbruchsituation?[102]

101 Vgl. Connell, Mann, wie Anm. 23, 106; Martschukat/Stieglitz, wie Anm. 24, 82.

102 Vgl. die m. E. sehr plausible Verbindung des Krisenbegriffs mit gesellschaftlichem Umbruch bzw. der Moderne generell, wie sie Reinhard Koselleck vorschlägt: Krise, in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 3., Stuttgart 1982, 617–650, 627.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).